



Feierabend



Das Festmahl.

Eine Spitzbudenepisode von Paul Ernst.

Der Kaufmann Mosca hat einen jungen Mann in seinem Laden namens Pietro. Pietro ist in der ganzen Gegend bei den Frauen beliebt, denn er ist galant und liebenswürdig. Mit den jungen Mädchen macht er Scherze, die alle auf den Punkt gehen, der nun einmal für die jungen Mädchen der interessanteste ist, die Mütter fragen nach den Kindern, die Großmütter nach den Enkeln, die alten Jungfern nach ihren Käsen, und den Witwen spricht er vom Lotto. Er hat sehr große und rote Hände, dafür ist er junger Mann in einem Gemischtwarenladen, aber das ist ein kleiner Schönheitsfehler, der ihm bei seinem Publikum nichts schadet, denn die Frauen sind vernünftig und sagen sich, daß ein Bäcker Plattfüße hat, ein Schneider krumme Beine, ein Schuster mit der Schulter schiebt, ein Maurer gern frühstückt, und jeder Stand hat eben seine Last und seine Lust.

Der genossenschaftliche Verband der Spitzbuden von Rom besitzt aus einem größeren Einbruch einige Risten mit feinem Porzellan und Glas, die er noch nicht hat verschärfen können, und da das eine gute Gelegenheit ist, die so bald nicht wieder vorkommt, so beschließt Colomba, dem Verband ein Abendessen zu geben.

Sie zieht ein schwarzseidenes Kleid an, das einfach, aber vornehm ist, und kann so ganz gut eine Marchesa darstellen. Dann geht sie in das feinste Wagenleihgeschäft und sucht sich einen schönen Wagen mit Pferd, einen Kutscher und einen Lakaien in Livree aus, bezahlt vorher, und fährt los und hält vor dem Hause eines würdigen Priesters; der Priester wohnt in einem stolzen Palazzo, denn er ist zugleich Hausgeistlicher bei einer vornehmen Familie. Sie steigt die Treppe hoch, die Haushälterin wischt sich eilig die Hände an der Schürze ab und reißt die Tür auf, der gute Priester springt von seinem Schreibtisch hoch, an welchem er eben saß, um eine Predigt über die Mode der falschen Köpfe bei den Damen zu schreiben, nimmt rasch sein Käppchen ab, verbeugt sich; Colomba raucht herein, nicht ihm gracios, aber tugendhaft zu, und setzt sich dann auf den Stuhl, den die Haushälterin ihr schnell hingeschoben. Der gute Priester sitzt ihr gegenüber, die Haushäl-

terin steht an der Tür und hat die Hände über den Bauch geschlagen.

Colomba beginnt stotternd. Sie bittet um die Hilfe des Priesters. Er soll ihrem Patentkind ins Gewissen reden. Es ist Pietro, über den sie zu klagen hat. Sie ist ja eine Marchesa, der gute Priester erhebt sich und macht eine Verbeugung, und die vornehmen Leute bekümmern sich ja eigentlich nicht um das niedrige Volk, der Priester nickt zustimmend, und Pietro ist ein junger Mann aus einem Geschäft, aber Pietro ist nun einmal ihr Patentkind, und sie eine Christin, der Priester macht eine bejahende Handbewegung, auch die Haushälterin nickt, und weil Pietro ihr Patentkind ist, so kann sie seine Leichtfertigkeit nicht mit ansehen, der Priester sagt hm! und fährt sich über sein stoppeliges Kinn, denn er hat Umgang mit leichtfertigen Weibspersonen, bei seiner Jugend! Und sogar mit verheirateten Frauen! Der Priester sagt: Oh, oh!, die Haushälterin ist ganz entsetzt. Ja, dieser ungeratene Bengel hat sich sogar erfresst, ihr, der Marchesa, seiner Patin, Liebesanträge zu machen.

Der Priester versteht diese Welt nicht mehr, die Haushälterin auch nicht. Aber die Marchesa wird den Bengel bringen: sie fährt fort und holt ihn. Damit erhebt sie sich, und der Priester erhebt sich auch, sie bückt sich über seine Hand, und er macht die Bewegung des Segnens, sie verabschiedet sich von der Haushälterin, die einen tiefen Knick macht, dann geht sie die Treppe wieder hinunter, der Lakai öffnet den Schlag mit abgenommenem Hut, sie setzt sich in den Wagen, der Lakai wirft den Schlag zu und setzt sich seinen Hut auf, und dann geht die Fahrt zum Kaufmann Mosca.

Also Mosca hat eigentlich eine Gemischtwarenhandlung. Aber ein Kaufmann muß gewandt sein heutzutage und die Konjunktur ausnützen. Er hat auch eine Abteilung für Delikatessen eingerichtet und hat mit einigen der größten Firmen Roms Kontrakte abgeschlossen, so daß er ganze Diners liefern kann. Colomba hatte ein Diner für vierzig Personen bestellt, Mosca hat alles auf die Minute fertiggemacht, es ist alles in Schüsseln verpackt und mit Tüchern umwunden, eben ist der Tafelwagen

beladen, den der Fleischer geborgt hat, Mosca spannt gerade das Pferd des Milchkutschers vor, Pietro will sich auf den Sitz schwingen, da erscheint die Marchesa und erklärt, sie werde nie dulden, daß ein junger Kaufmann auf dem Bod sitze, der Kaufmann sei der Mann des Jahrhunderts und verurjache den Fortschritt; sie winkt, und der Lakai klettert auf den Bod des Tafelwagens. Mosca macht ein etwas betretenes Gesicht, denn er kennt eigentlich die Marchesa gar nicht und weiß auch noch nicht einmal, wo sie wohnt, und er hatte gedacht, daß Pietro hauptsächlich deswegen fahren solle, um in ihrem Palazzo gleich das Geld in Empfang zu nehmen, wenn die Schüsseln ausgepackt sind. Die quittierte Rechnung hat er ihm mitgegeben und hat ihm eingeschärft: „Entweder das Geld oder die Ware zurück. Ich gebe Kredit, aber nur, wo ich den Kunden genau kenne. Aber mit liebenswürdigem Lächeln verabschiedet die Marchesa seine Besorgnis, indem sie erklärt, daß der junge Herr natürlich bei ihr im Wagen fahren werde. Pietro faßt sich ein Herz, öffnet den Schlag und steigt ein; die Marchesa nimmt ihr Kleid zusammen und läßt ihn neben sich Platz nehmen, dann ruft sie dem Kutscher die Adresse des großen Palazzo zu, in welchem der würdige Priester seine bescheidenen Stübchen inne hat, der Wagen rollt davon, der Tafelwagen folgt, sie nickt Mosca noch einmal aus dem Fenster zu, Mosca antwortet mit vielen Bücklingen, indem er im Stillen seinen Gewinn berechnet, und dann wendet sie sich zu Pietro. Pietro wird es schwül.

Sie fragt ihn, ob er liebt, droht ihm lächelnd mit dem Finger, gibt ihm ohne Grund einen leichten Klaps auf seine Hände, die ihm selber plötzlich ungeheuer groß und rot vorkommen, und ihm bricht der Angstschweiß aus. Wenn er nach seinen Erfahrungen gehen soll, so erwartet die Marchesa... nun, sie erwartet, daß sie einen Grund bekommt, ihn für ungewissen zu erklären, aber es ist ihm doch nicht klar, ob die Erfahrungen auch für eine Marchesa gelten. Nicht macht sich die Marchesa an seiner Halsbinde zu schaffen und erklärt, daß der Knoten nicht richtig gebunden ist. „Ach was“, denkt er, „was kann denn sein!“, faßt sie und küßt sie tüchtig ab.

Aber plötzlich fühlt er sich zurückgestoßen; ein Ausruf: „Impertinenter Ladenschwung!“ klingt an seine Ohren, er denkt: „Na ja, ich hab' es mir ja gedacht“, und drückt sich in die Ecke. „Mein Hausgeistlicher besorgt meine Geschäfte, er wird Ihnen Ihr Geld auszahlen, aber ich werde ihm sagen, daß er vorher mit Ihnen über Ihre Benehmen spricht“, fügte die Marchesa hinzu. Da hält auch der Wagen schon vor dem Palazzo, der Lakai ist von dem anderen Wagen herabgesprungen und öffnet die Tür, sie steigt aus und herrscht Pietro an, er solle ihr folgen, und dann geht sie mit ihm die Treppe hinauf und öffnet das Zimmer des Priesters.

Hier ist der junge Mann aus dem Geschäft, ruft sie, indem sie den bekümmerten Pietro, der seine Mütze dreht, vor sich in das Zimmer schiebt. „Aber denken sich Hochwürden, der freche Mensch hat mich eben küssen wollen, in meinem eigenen Wagen!“ Pietro schluckt und sagt gar nichts. Die Haushälterin schlägt die Hände über sich zusammen, der Priester sieht ihn starr an und schüttelt langsam den Kopf, die Marchesa geht und zieht die Stubentür hinter sich zu. Sie setzt sich unten in ihren Wagen und fährt zum Gesellschaftshaus des Verbandes, der Tafelwagen folgt ihr; wie sie angekommen ist, entläßt sie Kutscher und Lakaien mit einem guten Trinkgeld; Kutscher und Lakai wünschen allen Segen des Himmels auf ihr Haupt und fahren ab, und die Gauner ziehen den Wagen in die Einfahrt, bringen das Pferd in ihren Stall, wo sie ihm die Haare färben werden, um es gleich zu verkaufen, und tragen die eingewickelten Speisen und die Weinkörbe in den Festsaal, wo sich denn bald eine schöne und erhebende Feier entwickelt.

Der gute Priester ermahnt inzwischen den zerknirschten Pietro. Er weist ihn auf das sechste Gebot hin, er spricht davon, daß die Sünde der Unkeuschheit Leib und Seele verdirbt, er beweist ihm, daß eine Patin einer Mutter gleichsteht, und daß er das schrecklichste Verbrechen gestreift habe, nur gestreift durch die unergründliche Gnade Gottes, das es geben kann. Manches von der Ermahnung versteht ja Pietro nicht, manches scheint ihm auch bei den heutigen Verhältnissen, wo die Menschen ja aufge-

klärt sind, nicht mehr angebracht zu sein, aber in vielen Stücken muß er doch dem Priester recht geben, obwohl er sich sagt, daß der Priester vom Geschäft nichts versteht, denn ein junger Mann muß eben nun einmal entgegkommend sein, sonst wird kein Geschäft gemacht. Nun, der ehrwürdige Herr hat lange gesprochen, endlich reicht er Pietro die Hand und sagt, der junge Mann mache ihm ja keinen verdorbenen Eindruck, er hoffe, daß er sich eine Lehre nehmen werde; Pietro drückt ihm die Hand und schneuzt sich; der würdige Priester steht vor ihm und erwartet, daß er sich empfiehlt, Pietro wartet, daß der Priester auf die Bezahlung zu sprechen kommt. Da beide schweigen, so sagt endlich die Haushälterin, Pietro werde jetzt gewiß nach Hause gehen wollen, denn es werde schon dunkel auf der Straße; nun macht Pietro eine schüchterne Anspielung auf seine Rechnung und zieht sie aus der Tasche; der Priester versteht ihn nicht, setzt die Brille auf, die Haushälterin geht in die Küche, um Licht anzuzünden, der Priester liest kopfschüttelnd von Rebhühnern, Forellen, Rehbraten, Maronen, Artischocken; zuweilen sagt er: „Ei, ei, was Menschen doch gut leben!“, und wie er die Rechnung durchgelesen hat, auch die Empfangsbescheinigung am Schluß, da faltet er sie, gibt sie Pietro zurück und fragt: „Zu welchem Zweck, mein junger Freund, hast du mich diese Rechnung lesen lassen?“ Pietro erklärt ihm verwundert, daß die Marchesa diese Dinge gekauft hat und daß der Priester sie bezahlen soll; der Priester ist erstaunt und versteht ihn nicht, die Haushälterin sieht ihm starr ins Gesicht, Pietro beginnt plötzlich zu begreifen, stürzt hinaus, die Treppe hinunter, auf die Straße; die Wagen sind nicht mehr da. Er eilt zurück, fragt den Priester nach Namen und Wohnung der Marchesa, der weiß nichts; ohne Gruß eilt er wieder fort, zu Mosca. „Der junge Mann hat mir doch zuletzt wieder sehr mißfallen“, sagt kopfschüttelnd der würdige Priester, indem er die Brille absetzt. Die Haushälterin löscht das Licht aus, um das Del zu sparen; sie hat gleich gesehen, was Pietro für ein Bursche war, aber sie sagt nichts.

Ueber den Empfang Pietros bei Mosca wollen wir schweigen.

oder eine Mutter zu sehen, die ihrem kleinen Jungen gegenüber so höflich sind wie gegen eine zufällige Bekanntschaft.

Meine Frau und ich vergnügen uns oft damit, die Pärchen in den Cafés und Restaurants oder in den Coupés der Züge zu beobachten und zu raten, ob sie verheiratet sind oder nicht. Ich schäme mich, sagen zu müssen, daß wir, wenn wir die Leuten heiter sehen, aufmerksam zueinander, liebevolle Blicke wechselnd, entflammt, dienstfertig ergeben, daß wir dann annehmen, daß dieses Pärchen nicht verheiratet ist — zumindest nicht miteinander. Doch wenn wir Gleichgültigkeit beobachten, der Mann in die Zeitung vertieft ist und der Frau, die gelangweilt dreinschaut, den Rücken kehrt — wenn wir das beobachten, dann schließen wir daraus, daß sie verheiratet sind, und zwat gründlich.

Und dann gibt es noch eine dritte Sorte von Pärchen, die wir manchmal sehen, wenn auch nicht so oft, wie wir es wünschen würden: nämlich zwei Menschen, die offensichtlich verheiratet sind, wie wir aus gewissen, kleinen Vertraulichkeiten beurteilen können. Sie entfernt ein Stäubchen von seinem Kocke oder richtet seine Krawattennadel oder hilft ihm mit Kleingeld aus ihrer Börse aus. Wenn wir solche Dinge beobachten, wissen wir, daß diese Menschen verheiratet und doch ineinander verliebt sind, daß sie Interesse füreinander haben und ihrem Umgang Anmut geben können.

Weißt du, daß es im Reich der Liebe nur eine Sünde gibt, und daß diese — Gleichgültigkeit heißt? Sie ist das, was die Frau nicht ertragen kann. Frauen sind von ihren Männern geprügel worden, ins Unrecht gesetzt worden, ausgeraubt worden — und haben sie doch geliebt! Denn die Frauen sind Genies der Liebe. Und so sollte der Mann zumindest das Talent der Höflichkeit beweisen. Er würde mit ihm oft genug die Liebe retten und mit der Liebe die Ege.

Zuletzt ein Wort an die Frauen: auch die Liebe des Mannes braucht Aufmerksamkeit. Auch für sie gilt das Ritual der Höflichkeit.

Zwei Häuser.

Vier Mäuler rufen nach Brot. Starg und schmal sind die Bissen. Eng und kahl die Stube, finster und unwirtlich die Küche.

Mit ineinandergekrampften Händen sitzt die Frau am kleinen wackligen Tische. Ihr gegenüber der Mann, dessen Blick wie erloschen irgend wohin geht, gleichsam ziel- und zwecklos. Keine Arbeit seit Wochen, keine Aussicht für die nächsten Tage. Das Gesicht der Frau drückt Verzweiflung und Entsetzen aus.

Zu den vier Kindern nun noch ein fünftes . . . Angst, grauenvolle Angst schmürt der Frau die Kehle zusammen. Unmöglich, noch ein Wesen diesen schauerlichen Zuständen zu überantworten. Wie schweigender Vorwurf lastet es zwischen Mann und Weib. Nichts ist zwischen ihnen, das an eine Bindung erinnert, die aus Liebe, Zuneigung, Leidenschaft entsteht. Fast wie Haß glimmt es aus den Augen der verquälten Frau und wie stumpfe Verjahung eines Verbrechens aus denen des Mannes.

Der schönste Raum im Hause ist für den neuen Erdenbürger eingerichtet; alles, was Hygiene, Vorsicht, Geschmack und Liebe erkennen läßt, ist vereint, um seinem Zwecke zu dienen.

Ehe und Höflichkeit.

Von Frank Crane.

Mit Menschen täglich zusammen zu leben, ist eine Aufgabe Ihre besonderen Angewohnheiten, ihre fatalen Eigenschaften, die subtilen Formen ihrer Selbstsucht, ihre Anlagen zur Rohheit und Rücksichtslosigkeit treten hervor, wenn Menschen miteinander in stetem Kontakt sind. Es bedeutet da nicht viel, ob sie sich hassen oder lieben, wenngleich Menschen, die sich gleichgültig sind, miteinander leichter auskommen mögen als solche, die sich lieben. Ein Mann kann mit seinem Diener jahrelang auf bestem Fuße stehen und doch nicht imstande sein, mit seiner Frau oder mit seinem Sohne auch nur eine Woche lang in Frieden zu leben.

Es gibt darum nur eine Methode, ein intimes Zusammenleben erträglich zu machen: die sorgfältige Beobachtung der Höflichkeit. Wenn ich einem jungverheirateten Paare sagen würde, daß in der Ehe, was sich von selbst versteht, die Liebe die Hauptsache sei, so würde ich doch auch noch hinzufügen, daß der Rücksicht in der Ehe eine ebensolche Wichtigkeit zu-

komme. Denn nur die immer neue und unverdrossene Rücksicht kann verhindern, daß die Liebe unter den Kleinlichkeiten des Alltags begraben wird.

Die Liebe ist göttlich. Um sie so zu erhalten, muß ihr Ritual beobachtet werden. Man darf sich nicht gehen lassen, darf nicht trüg sein. Auch die Religion würde versallen ohne den Gottesdienst. Und so stirbt die Liebe ohne die Höflichkeit.

Was für ein perverter Teufel in uns ist, der uns gerade denjenigen gegenüber, die wir am meisten lieben, nachlässig sein läßt, während wir den anderen, die uns fernstehen, höflich begegnen? Ich habe eine Frau gesehen, die ihre Kinder eben ausgescholten und mit finsternen Blicken gestraft hatte — und die nun, als der Besuch gemeldet wurde, an der Zimmertür innehielt, um ihr Gesicht zu einem Lächeln zu glätten, ehe sie hineinging, die Fremden zu begrüßen.

Die Mütter wissen nicht, daß sie ihren Kindern mit Achtung begegnen müssen, wenn sie ihrerseits von diesen Kindern geachtet sein wollen. Nichts ist schöner, als einen Vater

Die junge Frau, die nun ihr Zweites erwartet, wird mit allem Schönen umgeben, das auch für die Entwicklung des kleinen Wesens, das zum Lichte will, wichtig ist. Alles Mißliche wird aus ihrer Umgebung entfernt, damit sie in Ruhe, Ausgeglichenheit, Freude und Helle das Kind dem Leben geben kann.

Nichts Häßliches, nichts Unschönes kommt vor ihr Auge und Ohr.

Zwei Kinder werden erwartet . . . und unter welchen Bedingungen?

Es ist sicherlich sinnvoll, daß die Göttin der Gerechtigkeit verbundene Augen besigt.

Lebendig begraben.

Ein fürchterliches Wälfenerebnis.

Eine russische geologische Expedition, die unter der Leitung von Prof. Georg Rudnew von Wladivostok nach der Wüste Daria aufgebroschen ist, hatte viele gefährliche Abenteuer mit den wilden turkmenischen Stämmen zu bestehen. Der Leiter erzählt in „Scherz's Magazin“ von einem Ueberfall durch eine Horde aus dem Stamme der Tschiner, bei dem er und seine Begleiter nur durch das Erscheinen anderer Expeditionsmitglieder im letzten Augenblick vor dem graufigen Tode bewahrt wurden.

Rudnew und sein Begleiter Sosnow wurden mit ihren vier bucharischen Dienern vor den Tschiner Häuptling geschleppt, der zu ihnen in gebrochenem Russisch sagte: „Durch meine Skundschaster bin ich dauernd über euch unterrichtet. Ihr kommt aus dem Lande des fünfzadigen Sterns und sucht Gold in unseren Bergen. Aber diese Absicht soll euch nicht gelingen, denn wir haben bereits über eure Zukunft entschieden.“ Die Gefangenen wurden dann von acht Männern abseits in die Sandwüste geführt, und die Tschiner singen an sechs Löcher zu graben. „Wir ahnten, welche teuflische Absicht die Salunken mit uns im Schilde führten,“ berichtet Rudnew. „Mit Grauen erblickten wir einige schwarz aussehende Steine in der Nähe. Es waren abgenagte Köpfe im Sand vergrabener Menschen . . . Nach einer Stunde qualvollen Wartens waren unsere vier bucharischen Begleiter bereits bis zum Halse eingegraben. Nun war die Reihe an uns. Sosnow schrie vor Verzweiflung auf und riß vergebens an seinen Fesseln. Ich selbst stand wie versteinert nebenan, unfähig, auch nur ein Wort zu sagen. Mit eiserner Gewalt hielt mich die Todesangst umklammert und lähmte meine Glieder. Nach Verlauf einiger Minuten schmiegte sich schon der feuchtschwere Sand drückend um unsere Glieder. Jemand steckte mir ein Stück Holz in den Mund, und als ich es herauspie, erhielt ich einen so starken Schlag in die Schläfe, daß mich die Besinnung verließ. Die Dunkelheit, die mich umhüllte hatte, dauerte nicht lange, der schwere Sand tat sein Nötiges. Ich öffnete die Augen — wir waren allein. Auf dem Berge schienen, wie kleine glimmende Funken, die Lagerfeuer der Banditen, und in den nahen Felsengrotten weinten, lachten und schrien die Schakale. Die verunstalteten Köpfe der vor uns eingegrabenen Menschen ragten wie leere, durchlöchernte Töpfe aus dem Sande. Auf einigen von ihnen waren noch hier und da Stücke faulenden Fleisches zu sehen, doch die meisten Schädel waren bis zu den Knochen abgenagt.

Sosnow spannte die Muskeln und versuchte mit aller Kraft, aus dem Loche herauszukommen. Er wackelte mit den Schultern, schüttelte dabei den Sand etwas lockerer, aber die Kräfte verließen ihn bald, und er mußte erkennen, daß eine Befreiung ohne fremde Hilfe unmöglich sei. Der Bucharer neben ihm hatte die Augen geschlossen und sah aus, als ob er schlief. Auch seine drei Landsleute taten das gleiche . . . Ich wagte kaum aufzublicken;

düstere Gedanken jagten durch meinen fiebernden Kopf; ich dachte an meine Frau, an meine kleinen Kinder, und ein mächtiger Drang zu leben, erfüllte mein Herz. In der Nähe heulte wieder eine Hyäne . . . Das Heulen der Schakale verstärkte sich, wurde kürzer, bössartiger. Von der Stirn Sosnows tröpfelte der kalte Schweiß; langsam, vom Winde angetrieben, bewegten sich die Haarsträhnen auf seiner Stirn. Die Augen weit aufgerissen, schrie er plötzlich laut: „Die Tiere! Sie werden uns das Fleisch vom Kopfe abfressen!“ Maedin, der Bucharer, blickte ihn an und raunte ihm leise zu: „Ja, diese Wordart ist so alt wie die Erde . . .“ Die Hyänen hörten nicht auf zu heulen. Immer mehr schienen sich zu ihnen gesellt zu haben. Fickzackartig,

bald schleichend, dann wieder springend, näherten sie sich uns lebendig Begrabenen. „Der Tod!!!“ schrie abermals Sosnow gellend auf. Eine vorbeihuschende Hyäne bückte sich und klapperte beuterisch mit den Klauen. „Sei still!“ flüsterte mit zitternder Stimme Maedin. Das Schweigen ist unsere einzige Waffe.“ Die Tiere zogen immer engere Kreise um uns. Eine Hyäne kam zu einem Totenkopf heran, biß sich mit ihren scharfen Zähnen hinein . . . Und plötzlich berührte eine Schnauze von hinten die linke Schläfe Sosnows. Er schrie heiser auf, die Augen traten ihm aus den Höhlen, die Lippen öffneten sich weit. Ein Schwall unverständlicher Worte ergoß sich — der Wahnsinn hatte ihn ergriffen.

Doch da geschah etwas Unerwartetes. Die nächtliche Luft durchschneidend, ertönte dröhnend ein Schuß. Zuerst einer nur, dann mehrere und schließlich eine ganze Salve. Die Tiere stürzten zur Seite und verschwanden gespenstisch in den Beräen. Links von uns leuchteten viele rote Zungen der Gewehr-schüsse auf. Der Kampf mit den Banden war in vollem Gange . . . Im letzten Augenblick noch war die Rettung gekommen: die Turkmenen wurden vertrieben, und die Unglücklichen wurden aus ihrer fürchterlichen Lage befreit.

Obst und Zähne.

Wir können unseren Zähnen keine größere Wohltat zuteil werden lassen, als daß wir möglichst viel und möglichst regelmäßig Obst essen. Der Südländer, der in der Hauptsache von Obst und Früchten lebt, hat durchwegs vorzügliche Zähne, und Zahnstein, Fäule, Hohlwerden der Zähne und andere Zahnkrankheiten des Nordens sind ihm fast unbekannt. Die Zuträglichkeit des Obstes für die Zähne beruht auf der Fülle der im Obst enthaltenen natürlichen Fruchtsäure, die die Sonne in der Frucht erzeugt. Beim Kauen wird diese Fruchtsäure frei und gelangt bis in die tiefsten und verborgensten Spalten der Zähne. Durch dieses Eindringen der Fruchtsäure in die kleinsten Lücken und Zwischenräume werden die Zähne von den Fäulnisregnern, die die Zahnerkrankungen hauptsächlich verursachen, gereinigt, während gleichzeitig das Fleisch der Früchte wie eine Zahnbürste wirkt, die durch das Scheuern der Zähne eine mechanische Reinigung bedingt. Die Fruchtsäure begnügt sich aber nicht mit der fäulniszerstörenden Wirkung, sondern löst auch den Zahnstein und beseitigt damit einen weiteren Herd schmerzhafter Erkrankung, ohne daß der Schmerz der Zähne durch die radikal wirkende Obstsäure im geringsten angegriffen wird, während die in den Früchten vorhandenen Nährsalze dem Körper die Stoffe zuführen, die für den Aufbau der Zähne von ausschlaggebender Bedeutung sind. Namentlich vor dem Zubettgehen empfiehlt sich der Genuß von Obst, besonders von Äpfeln, die vor der Apfelpflege aber auch durch andere Sorten ersetzt werden können; dadurch bleibt die Mundhöhle rein und von frischem Geschmack erfüllt.

Vom Spüren der Hunde.

Man nahm bisher an, daß der persönliche menschliche Eigengeruch den Polizeihund leite, wenn er eine Spur verfolge. Neuere Versuche von R. Most haben Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme aufkommen lassen. Der menschlichen, im Gelände zustande gekommenen Spur entströmen eine Reihe verschiedener Gerüche. Beim Gehen des Menschen geben das eingedrückt Erdreich und die zertretenen Pflanzen besondere Gerüche ab. Dazu kommen die Gerüche der Leder- und Gerbstoffleichen des

Schuhzeuges, sowie der Schuhpuß- und Pflegemittel. Hinzu tritt dann noch der durch die Stiefel dringende menschliche Art- und der persönliche menschliche Eigengeruch. Nun ist von Most nachgewiesen, daß bereits ein einzelner Geruchsbestandteil der menschlichen Spur, z. B. der Geruch zertretener Pflanzen, wenn er in derselben Weise dargestellt wird, wie er beim Gehen des Menschen entsteht, bewirkt, daß der Polizeihund einen solchen Teilgeruch genau so als Spur „auffaßt“ und verfolgt wie eine normale menschliche Spur. Das Ausschalten des menschlichen Geruches aus der Spur braucht also keine Änderungen im Verhalten des spürenden Hundes zu verursachen, selbst dann nicht, wenn eine normale menschliche Spur von einer künstlichen Spur fortgesetzt wird. Diesem Verhalten der Polizeihunde liegt nach Most nicht ein Mangel an Riechschärfe zugrunde, sondern ein Fehler der bisher üblichen Abrichtungsverfahren, die davon ausgehen, daß der Hund sich beim Verfolgen der Spuren von dem darin enthaltenen persönlichen menschlichen Eigengeruch instinktiv leiten lasse, weshalb eine besondere Dressur auf diesen Teilgeruch unterbleibt. Hier liegt eine Unterschätzung der geistigen Fähigkeiten des Hundes vor, insofern nämlich, als die dem Hund eigene weitgehende Verunsichertheit unberücksichtigt bleibt. Diese Lernfähigkeit gestattet ihm, sich aus den verschiedenen der menschlichen Spur entstehenden Gerüchen die ihm jeweils hervor-tretenden als Leitspur zu nehmen, wie es die Versuche von Most erwiesen haben.

Das gefräßigste Tier der Welt.

Das gefräßigste Tier der Welt ist die Spinne. Untersuchungen, die von Wissenschaftlern angestellt wurden, ergaben, daß dieses merkwürdige Geschöpf in seiner unfreiwilligen Gefangenschaft morgens also gewissermaßen zum Frühstück, das Vierfache seines Gewichts, zu mittag das Neunfache und abends das Dreizehnfache seines Gewichtes verzehrt. Wollte ein Mensch, der etwa 160 Pfund wiegt, ebensoviel essen, wie die Spinne frißt, so müßte er zum Frühstück einen sechs Zentner schweren Ochsen, zu mittag ebenfalls und als Nachspeise ungefähr sechs fette Hammel, und zum Abend noch zwei Ochsen, acht Schafe und vier Schweine verzehren.

Aus der Geschichte der Pfeife.

Nachdem Nicot die ersten Tabakpflanzen im Jahre 1560 in Frankreich eingeführt hatte, wurde der Tabak schon bald sowohl zum Schnupfen und Rauchen als auch zum Rauchen benutzt. Die ersten Tabakpfeifen kamen gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf. Erdene Pfeifen gab es seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, während die jetzt so beliebten Brühre-Pfeifen viel jüngeren Ursprungs sind. Pfeifen aus Holz waren schon lange gebräuchlich, aber erst 1864 hat ein gewisser David in Chaumont bei Saint Claude (Jura, Frankreich) angefangen, die Holzwurzel des Heidekrauts dafür zu verwenden, weil dieses Holz fast unverbrennbar ist. Das Heidekraut kann nämlich außerordentlich große Wurzeln bekommen, deren Holz ungemein hart wird. Es gibt deren, die 50 Kilogramm und mehr wiegen. Zumeilen findet man Wurzeln, die 200 bis 300 Jahre alt sind. Aus dem Wurzelholz kann man je nach seiner Qualität eine größere oder kleinere Anzahl Stücke schneiden, die zu Pfeifenköpfen verarbeitet werden. In Saint Claude ist eine große Industrie daraus entstanden, denn es gibt dort etwa 100 Fabrikanthen, die 5000 bis 6000 Arbeiter beschäftigen und jährlich 45 Millionen Pfeifenköpfe in alle Welt liefern. 1914 wurden von der Weltproduktion in der Höhe von 65 Millionen 28 in Saint Claude, 17 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Rest in Deutschland, Italien, Oesterreich und England erzeugt. Neuerdings macht aber die Industrie in Saint Claude eine schwere Krise durch, weil der Gebrauch der Pfeife abnimmt und das Zigarettenrauchen zunimmt.

Gigantentampf im Meere.

An der Küste im Gebiet von Bergen spielte sich vor kurzem zwischen einem Walfisch und einem Rudel Schwertfische ein Kampf von höchst sensationellem Ansehen ab, der im ganzen Verlauf von Fischern mit angesehen wurde. Mit rasender Geschwindigkeit setzte ein Walfisch in den Foydalsfjord, so daß das Wasser vor dem Tiere wie ein lodhender Gisch hoch aufwirbelte. Schon von weitem war das Rauschen zu hören.

Sin und wieder machte der Wal so gewaltige Sprünge, daß er fast ganz über dem Wasser war. Die Erklärung für das sonderbare Verhalten kam bald. Hinter dem Tier wurde ein Rudel Schwertfische, nicht weniger als 14 bis 15 Stück — gefährliche Raubtiere von 5 bis 9 Meter Länge — sichtbar, die eben so rasend hinter dem Walfisch herjagten. Bei dem Versuch, durch einen flachen Sund zu entkommen, machte der Wal, ängstlich geworden, ob er hindurchkommen würde, plötzlich mit einem solchen Rud halt, daß das Wasser ringsherum wie lodhendes Meer schäumte. Jetzt ereignete sich das romantischste Moment des Vorgangs. Der Walfisch brachte ein Auges zur Welt, wobei sich die See rot von Blut färbte. Aber doch hatte er noch die Kraft, mit gewaltigen Schlägen weiter zu eilen.

Indessen die Verzögerung im Sund bewirkte, daß die gierigen Schwertfische den Wal einholten. Nun wurde er greulich zugerichtet. Sie rissen zuerst Stücke vom Kopf heraus. Als sich der Wal nach etlicher Zeit aus dem Wasser erhob, war der ganze Unterkiefer weg, so daß der Bartenkamm frei in der Luft stand. Das Meer war von Blut rot und große Speckstücke schwammen umher. Aber immer noch hatte der Wal Kraft. Er peitschte mit dem Schwanz das Wasser, daß es mehrere Meter hoch sprudelte. Doch schließlich war auch der Schwanz fortgebissen worden. Gleichwohl schwa der Wal noch mit dem Stumpf so kräftig, daß

er mit Leichtigkeit ein Boot zerschmettert haben würde. Doch endlich ging es zu Ende, und der Körper, fürchterlich zugerichtet, trieb dahin, während die rasenden Verfolger fortgesetzt Stücke aus den Speckseiten rissen. Das neugeborene Junge wurde später tot gefunden und dem Naturhistorischen Museum in Bergen zugestellt.

Neue Ueberraschungen aus Herkulanum.

Die Ausgrabungen in Herkulanum, die bei dem schönen Wetter in den letzten Monaten eifrig gefördert wurden, haben ganz überraschende Funde gezeitigt, die sich besonders auf die Holzgegenstände beziehen. Während Pompeji abbrannte, bevor es von den Lavamassen begraben wurde, war dies bei Herkulanum nicht der Fall, und so war es möglich, daß sich hier unter der heißen Decke auch hölzerne Ueberreste in verfohltem Zustande erhielten. So hat man hölzerne Treppen und Balustraden, Stühle, Betten, Tische und Haushaltungsgegenstände verschiedener Art gefunden. In einem Hause standen noch einige hölzerne Schüsseln herum, die Ueberreste von Nahrung in gutem Erhaltungszustand enthielten. Der wichtigste Fund besteht in dem ersten Beispiel altrömischer Holzschnittkunst, das bisher gefunden wurde. Diese verfohlte Holzplastik stellt einen Mädchenkopf dar, an dem noch die in den Nacken fallenden Haarlocken genau zu sehen sind. In einem freigelegten Gebäude hat man nach der Anlage der Räume und nach anderen Anzeichen ein altrömisches Hotel erkannt. Im Parterre befindet sich eine große Halle, die zu einigen umfangreichen Räumen führt wahrscheinlich dem Esaal und den Gesellschaftsräumen. Eine hölzerne Treppe führt zu den oberen Stockwerken, in denen zahlreiche kleine Schlafzimmer liegen, die in breite Korridore münden. In den Schlafzimmern wurden hölzerne Betten und Stühle sowie andere Dinge, darunter die verfohlten Ueberreste von Vorhän-

gen gefunden. Das Hotel enthielt drei Baderäume, deren Fußböden aus schönen Mosaiken bestanden und die Dampfheizung hatten.

Hausrezepte

Arzneiflecke an silbernen Löffeln reibt man mittels eines Flanelltuches und etwas Schwefelsäure tüchtig ab und spült mit heißem Wasser nach.

Tinten- und Rostflecke können durch Salz, rechtzeitig angewandt, entfernt werden. Etwas Salz im Saft einer Zitrone läßt man im Sonnenlicht auf den Flecken zergehen und spült dann gründlich mit lauwarmem Wasser nach.

Reffinggegenstände, Stangen und Griffe, schützt man vor dem allzu schnellen Blindwerden, wenn man sie wöchentlich einmal mit Del abreibt.

Farbige Seidenschals werden trotz aller Vorzicht am Hals schnell fleckig und unansehnlich. Ein gutes und völlig unschädliches Reinigungsmittel ist Parfaisser Seife. Man schlägt sie zu Schaum und läßt den Stoff dann einige Zeit in dieser Lösung liegen. Die Seide wird mehrmals gut ausgespült, in einem Tuch lose ausgedrückt, wobei zu beachten ist, daß keine Kniffe entstehen und dann, noch feucht, mit nicht zu heißem Eisen gebügelt.

Emaillgeschirr darf nie mit Soda gewaschen werden. Mit etwas Salz eingerieben, verschwinden alle Flecke spurlos.

Weiteres.

Mustereheleute. „Da, schon das Ehepaar Freudreich, ein wahrs Musterehepaar, die liegen sich nie in den Haaren.“ — „Spaß, er hat 'ne Glase und sie 'n Herrenschmitt.“

Kurzes Glück. „Angeklagter, Sie bestreiten, die Zeugin zu kennen, während sie behauptet, mit Ihnen in wilder Ehe gelebt zu haben.“ — „Welchen Tag soll det jeweisen sein?“

Schach-Ged.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen Alois Raß, Druck und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönan, Tischlergasse

(13. Fortsetzung.)

Wir bringen heute etwas über Bedrohung, Schutz und Gefangennahme des Königs.

Ein Grundprinzip des Schachspiels besagt, daß der König, als die Hauptfigur des Spieles, unverletzlich ist, also, im Gegensatz zu allen sonstigen Schachsteinen, nicht geschlagen werden darf. Ein Spieler darf den feindlichen König zwar bedrohen, ihn mit einem Steine angreifen, er ist aber verpflichtet, den Gegner auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Dies geschieht durch den Zuruf „Schach dem König“ oder kurzweg „Schach“. Hierauf muß der Spieler, dessen König bedroht erscheint (dem „Schach“ gegeben wurde), sofort, mit seinem nächsten Zuge, diese Gefahr zu bannen trachten. Dies kann im allgemeinen auf dreifache Weise geschehen:

1. Der König kann flüchten, das ist auf ein benachbartes, nicht gefährdetes Feld ziehen.

2. Die schachbietende Figur wird geschlagen.

3. Wenn eine langschrittige Figur, eine Dame, ein Turm oder ein Läufer den König bedroht (Schach bietet), kann ihre Wirkung durch Dazwischensetzen eines Steines unterbrochen werden.

Besteht jedoch keine von diesen drei angeführten Möglichkeiten, dann ist der König gefangen, er ist mattgesetzt,

die Partie ist damit entschieden. Der Spieler, dessen König mattgesetzt wurde, hat verloren, der Gegner ist der Sieger.

Aus der strengen Forderung, daß der König unverletzlich ist, folgt, daß ein Spieler den eigenen König auf kein bedrohtes Feld stellen darf, weiters, daß er auch keinen eigenen Stein ziehen darf, wenn dadurch dem eigenen König eine Schachgefahr entstände, das heißt, dieser Stein ist gefesselt, durch die gegnerische, langschrittige Figur.

Wird von einem Spieler erst später, im Verlauf der Partie bemerkt, daß ein König bedroht ist (daß er „im Schach“ steht), dann ist die Partie ungültig. Wenn jedoch die Partie notiert*) wird, dann müßte sie von dem Augenblick an, da Schach geboten wurde, erst neu gespielt werden.

Nur diesen, der Ausnahmsstellung des Königs entspringenden Einschränkungen unterliegt die sonst freie Zugwahl der Spieler in der Partie. Jeder andere Stein, auch die Dame, kann ohne warnenden Zuruf angegriffen oder geschlagen werden, beziehungsweise in der Gefahr (en prise = der Eroberung) belassen bleiben, ganz nach Gutdünken des Spielers, so lange der eigene König dadurch nicht bedroht erscheint.

In der nächsten Fortsetzung werden wir einige Beispiele vom Schachbieten bringen.

Fortsetzung folgt!

*) Zum notieren einer Partie sind Notationsblätter erforderlich, welche in jeder beliebigen Anzahl im Sporthaus des Arbeiter-Turn- und Sportverbandes (Aussig, Bahnhofplatz 1) erhältlich sind. Das notieren der Partie ist wichtig, weil man zur Selbstschulung jede Partie nachspielen und schlechte Züge korrigieren kann.